

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 7.

Samstag, 9. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

## Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(18. Fortsetzung.)

Roman von Fritz Skowronek.

### 14. Kapitel.

Vierzehn Tage vergingen, ohne irgend etwas Bemerkenswertes zu zeitigen. Die Grünröcke der ganzen Oberförsterei liefen sich die Hacken ab, doch der Wilddiab tat ihnen nicht den Gefallen, sich im Revier zu zeigen. Eine gewisse Spannung lag über der ganzen Gesellschaft. . . . Die Frage, ob der Forstmeister ernst machen und um Frau Madeline Mazat anhalten würde, beschäftigte alle Gemüter. Es war sozusagen offenes Geheimnis, daß etwas im Gange war. . . . Aber der alte Herr schien sich Zeit zu lassen. Auf dem Schießstand hatte die junge Witwe in einem festen, fußfreien Bodenkostüm ganz reizend ausgesehen. Und der Forstmeister hatte öfter an ihrem Tisch geessen.

Derjenige, auf den es am meisten ankam, war scheinbar am ruhigsten. Er war einmal bei einer Autofahrt in Bockschallen angesprochen und hatte dort gefrühstückt. . . . Für einen, der auf Freierrücken geht, benahm er sich reichlich zurückhaltend. . . . Er war eben mit sich noch nicht ganz im reinen. . . . Daß er keinen Korb bekommen würde, glaubte er mit aller Bestimmtheit annehmen zu können. Im Notfall konnte er sich ja vorher durch Georginne die Gewißheit verschaffen. Aber gerade das war es, was ihn in seiner Unentschlossenheit bestärkte. . . .

Solange er nicht recht daran glaubte, daß die junge Witwe ihm ihre Hand reichen würde, hatte die Sache ihn gereizt. Jetzt kamen die Bedenken in verstärktem Maße wieder. . . . Er war durch die lange Zeit seiner Witwerschaft sehr verwöhnt, am meisten durch den widerspruchslosen Gehorsam seiner Abromeitene. Wenn nun die junge Frau das Regiment im Hause haben wollte. . . ? Er war gewohnt, beim leisesten Widerspruch mit einem Donnerwetter dreinzufahren. . . . Wenn Madeline sich das nicht gefallen ließ? Da war Streit und Ärger da. . . .

Am meisten schreckte ihn der Gedanke an Kinder und Kindergeschrei. . . . Wie in den goldenen Abendhimmel hatte er bis jetzt in seine Zukunft geschaut. . . . Solange wie seine Gesundheit und seine Kräfte es zuließen, wollte er im Dienst bleiben und dann nach Lasdehnen ziehen, um die Fühlung mit dem Wald und seinen Grünröcken nicht zu verlieren. . . . Die süße Gewohnheit war es, die aus seinen Bedenken sprach. In der letzten Zeit war es wie eine dunkle Ahnung in ihm aufgestiegen, daß die guten Tage für immer vorüber sein könnten. . . . Die Abromeitene hing schon mit ihrem Kalweit im Kasten. . . . Und in der Küche gab es öfter laute Szenen.

Es schien, als wenn die Tante mit ihrer Nichte durchaus nicht zufrieden war. . . . Am Essen und an seiner Bequemlichkeit hatte er noch nichts gemerkt, weil Abromeitene noch immer das Regiment führte. . . . Was ihm am meisten zu denken gab, war die unbestreitbare Tatsache, daß Rätchen nicht nur den Nante,

sondern auch ihm, ihrem Brotherrn, blanke Augen machte, wie man so zu sagen pflegt. Und er hatte Beispiele, daß es schon mehr als einer jugendlichen Wirtin gelungen war, ihren ältlichen Brotherrn ins Ehejoch zu spannen.

Schließlich riß ihn Abromeitene aus seiner Unentschlossenheit. . . . Eines Tages, als sie ihm das Vesperbrot brachte, blieb sie am Tisch stehen und nahm ihre Schürze zur Hand, woraus der alte Herr sofort aus langer Erfahrung schloß, daß er sich auf eine längere Auseinandersetzung gefaßt zu machen habe.

„Na, was haben Sie denn auf dem Herzen?“

„Ja, Herr Forstmeister, ich wollte bloß sagen, daß Sie doch heiraten müssen. Das wird mit der Kathinka nichts. Die hat ja nichts anderes als bloß die Männer im Kopf. Gestern abend habe ich sie aus Schnabels Stube holen müssen. Er war ja nicht da, er war wie immer drüber beim Hegemeister, aber er hätte doch da sein können. Sie saß am Tisch und las in seinen Büchern. Ich habe ihr auf den Kopf zugeflucht, daß sie auf den Nante wartet. Und heute früh hat sie ihm den Kaffee ans Bett gebracht. Ich daß ja auf wie ein Schiefhand, aber das können Sie doch nicht.“

„Nein, das kann ich allerdings nicht. . . .“

„Na, also. . . . Und dann hat das Menich so gar keinen Trieb, was zu tun. . . . Wenn ich nicht aufpaß, vergisst das sogar die Schweine. Ne, Herr Forstmeister, mit der werden Sie nicht alt werden. Ne, laden Sie sich die Georginne und die junge Frau zum Kaffee und bringen Sie alles in Ordnung. . . . Ich will meinetwegen noch so lange hier bleiben, bis Sie Hochzeit gemacht haben. Aber zu lange darf das auch nicht dauern, denn der Kalweit läßt mir schon gar keine Ruhe, und der Mann hat recht.“

„Ach Gott, Abromeitene, ich habe mich noch nicht so recht entschlossen.“

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Forstmeister, das verstehe ich nicht. . . . Wollen Sie sich lieber mit 'm alten Drachen rum ärgern, anstatt sich eine forische, hübsche Frau zu nehmen? Ich dacht' so zum nächsten Sonntag. . . . Ich had' schöne Kuchen, na und das weitere findet sich dann schon von selbst. . . .“

„Na denn in Gottes Namen. Aber, Abromeitene, das sag' ich Ihnen, Sie haben mich auf dem Gewissen, wenn die Sache schief geht.“

Um der Sache ein Mäntelchen umzuhängen, hatte Schrader auch den Hegemeister mit Wera und den Assessor eingeladen. . . . Es war ein sehr schöner Tag, so daß man den Kaffee auf der Veranda trinken konnte. Der Forstmeister war mit sich selbst und mit Madeline, die ihn liebevoll, wie eine Tochter bediente, so sehr beschäftigt, sonst hätte er bemerken müssen, daß der Assessor Wera sehr eifrig den Hof machte.

Gleich nach dem Kaffee erklärte Georginne, sie wolle sich mal gründlich die Wirtschaft ansehen. Sie

nahm Madeline und Wera mit, der Assessor schloß sich von selbst an. . . .

„Die Sache ist also in das letzte Stadium getreten“, lachte der Hegemeister. „Das müßten Sie eigentlich doch auch wissen. Wenn die Zukünftige sich die Wirtschaft ansehen geht, dann pflegt vorher alles in Ordnung gebracht zu sein. Eigentlich müßten Sie doch mitgehen, damit Sie gleich hören, was die junge Frau für Wünsche haben wird.“

„Ach, Adam“, erwiderte der Forstmeister aufstehend und reckte seine Arme, „ich bin wirklich noch nicht entschlossen. Ihr ratet mir alle zu. Aber ein Mann in meinem Alter! Wenn ich bloß noch zehn Jahre jünger wäre . . .“

„Aber, lieber Freund, nun können Sie doch nicht mehr zurück. Sie sind auf der Brautschau gewesen, Sie haben sie zweimal eingeladen, nun muß heute oder spätestens morgen das entscheidende Wort fallen.“

„Also der Bienen muß. . . . Na dann werde ich es heute ins reine bringen. Was gibt's sonst Neues, Adam?“

Der Hegemeister zuckte die Achseln. . . . „Neues . . . ja doch, das wollte ich Ihnen erzählen: bei mir ist Heiratsmarkt, ich werde mich wohl an die Georginne wenden müssen . . .“

„Na nu, was ist denn los?“

„Ja, lieber Freund, wo Honig aussteht, fliegen die Bienen zu. . . . Die beiden Forstaufseher Mooslehner und Schnabel und der Assessor balgen um die Wera. Ich habe in der ersten Zeit meinen Spaß daran gehabt, aber mit der Zeit hat die Sache ein ernsthaftes Gesicht bekommen. Jeden Abend, den Gott werden läßt, sitzen die drei bei mir.“

„Der Assessor auch? Der wollte ja grundsätzlich nicht heiraten.“

„Ja, ob das der Endzweck ist, weiß ich nicht, aber daß er ihr sehr eifrig den Hof macht, kann ein Blinder mit dem Stod fühlen. . . . Gestern hat er Wera den Vorschlag gemacht, mit ihm nach Königsberg in die Oper zu fahren. Ich soll natürlich der Jugendwächter sein.“

„Na, und was sagt Wera dazu?“

„Ich werde mich sehr hüten, sie zu fragen.“

„Haben Sie denn nicht bemerkt, ob sie einen bevorzugt?“

„Ah, da kann sich der Deuwel drin auskennen. Einen Tag redet sie mehr mit einem, den anderen Tag mit dem anderen.“

Der Forstmeister lachte. „Sie, Adam, das ist verdächtig. . . . Sie hat sich noch für keinen entschieden, will aber alle drei ichari machen. Wenn das bloß gut abläuft. . . . Der Mooslehner ist ein Sirkopf . . . und der hat sie schon lange gern. Der hat schon die ganzen Jahre still um sie geworben.“

Der Hegemeister kraute sich in den Haaren und strich dann die Sardellen von hinten glatt. „Ich will Ihnen mal reinen Wein einschenken, lieber Herr Forstmeister. Die Wera kann keinen von den dreien heiraten . . . denn sie ist noch verheiratet. Ihr Mann ist nicht tot. Der sitzt irgendwo in einem russischen Gefängnis oder ist nach Sibirien gebracht worden. Sie wollte kein Gerede haben, deshalb gab sie sich für eine Witwe aus. Sie hat es mir auch erst vor ein paar Monaten gesagt. . . . Ihr Mann war Inspektor auf dem Gut bei Riga, wo sie Witwe war.“

Der Forstmeister schüttelte verwundert den Kopf. . . . „Das ist das erste, was ich höre. . . . Aber das müßte man den jungen Leuten stechen, ehe die Sache ernsthaft wird.“

„Dem Mooslehner habe ich es schon gesagt. . . . er hat mir zur Antwort gegeben: er müßte so wie so ja noch ein paar Jahre warten, bis er eine behaute Stelle kriegte und bis dahin könnte die Bescheidung ausgesprochen werden.“

„Na, soll ich es dem Assessor sagen? Der Monte kommt wohl nicht in Betracht?“

„Sagen Sie das nicht, lieber Freund, sie ist eigentlich am freundlichsten zu ihm.“

„Das ist bloß Diplomatie, Adam. . .“

„Kann schon sein; aber nun müssen Sie zu den Damen gehen, sie sind schon im Garten. . . . Weidmannsheil, Herr Forstmeister.“

Der alte Herr stand auf und reckte seine stattliche Gestalt. „Weidmannsdank! . . .“ Mit raschen Schritten ging er auf die Damen zu. Der Assessor hatte sich mit Wera verkrümmelt, Georginne stand mit Madeline vor einem Beet, das allerdings noch recht kahl aussah. „Das kann alles noch viel schöner hieft werden“, hörte er sie sagen . . .

„Na, wie gefällt Ihnen meine Wirtschaft, Beschkalene? . . .“

„Sehr schön, Herr Forstmeister. . . . Aber wenn erst eine junge Frau im Hause ist, wird es doch noch ein bißchen anders aussehen. Lassen Sie sich mal von Madeline zeigen, wie das Spalterobst an der Scheune kümmert. . . . Da muß was geschehen, aber bald. Geh mit ihm, Madeline, ich muß mich nach den beider anderen umsehen . . .“

(Fortsetzung folgt.)



Es ist der menschlichen Natur weniger schädlich, unterdrückt zu werden, und sei dies selbst durch eine Willkürherrschaft, als diese Willkürherrschaft selbst ausüben zu dürfen. Mill.

## Wir in Hamburg.

Von Kurt Rüdler (Hamburg).

Flieger über Cuxhaven. — Das gefährdet Hamburg. — Der „Ehrbare Kaufmann“.

Englische Flieger sind über Cuxhaven gewesen. Englische Bomben sind auf das Küstenland gefallen und haben sich krachend in die sandige Erde gewühlt. Aber sie haben keinen Schaden angerichtet, deutsche Wachsamkeit und deutsche Fliegertüchtigkeit haben die Engländer rasch in die Flucht getrieben. Eine zaghafte und klägliche Antwort auf Scarborough . . . aber immerhin eine Antwort.

Zum ersten Male hat Hamburg in seiner Nähe den Krieg gespürt. Ein merkwürdig heißes Gefühl, eine herz klopfende Spannung stieg in uns allen hoch, als die Extrablätter durch die Straßen Hamburgs stoben: Englische Flieger über Cuxhaven! Wir an der Wasserfront haben ja seit fünf Monaten mit ganz besonderer Spannung auf irgend so etwas gewartet, hatten oft genug, wenn der dumpfe Donner aus den Mörsern am Hafen Hochflut und Sturm auf der Elbe meldete, den Kopf lauernd nach Nordwest gerichtet: Donnern vor Cuxhaven und Helgoland die Kanonen? Hat nicht vor zehn Jahren der Jivillord der britischen Admiralität, Arthur Lee, das angriffslühne Wort ausgesprochen: „Fast so schnell wie eine Lokomotive können wir unsere Schiffe in Dampf setzen. Dreimal gesegnet, wer den ersten Schlag führt! Ich hoffe, daß die britische Flotte den ersten und noch dazu einen recht wichtigen führen wird, noch ehe die andere Macht gewahr wird, daß der Krieg erklärt ist!“ Darum, auf das englische Wort vertrauend, besauerten wir in Hamburg die Elbmündung und die graue Nordsee und rechneten aus, ob man wohl vom Elberg in Hamburg aus den Donner der Schlacht hören würde, wenn Englands stolze, ruhmredige Flotte den deutschen Schiffen zwischen Helgoland und Schaarhörn entgegenrafen würde. Eine Aufgewühltheit war in uns allen an der Wasserfront, und die Luft der in Waffen starrenden Elbmündung vibrierte vom Atem der hochgespannten Erwartung.

Aber die englischen Fürchtenichs kamen nicht. „Dreimal gesegnet, wer den ersten Schlag führt!“ Wunder an Kühnheit und todesmüthiger Tapferkeit haben unsere blauen Jungen vollbracht. Fünf Monate sind hingestrichen. Da erst kamen

schüchtern, und eilig wieder mit arg verbrannten Flügeln verschwunden, ein paar englische Flieger über die See. Und weit im Nebel versteckten sich ein paar Schiffelein.

Aber, trotz allem, England hat in Hamburg eindringlich auf sich aufmerksam gemacht. Wir wissen nun, daß es durchaus möglich ist, daß wir in Hamburg angegriffen werden können. Nicht von Schiffen, sondern von Luftgeschwadern. Wir sind uns durchaus klar darüber, daß trotz höchst gespannter Wachsamkeit auf See und an der Küste englische Flugzeuge versuchen können, Bomben auf die gewaltigen Lagerhäuser der Hafenkais zu werfen oder auf die mächtig sich redenden, an architektonischer Wucht unergleichlichen Kontorhäuser in der Mönkebergstraße, in denen das verhaßte neue Wesen Deutschlands atmet, das sich süßlich ausbreitete über die Länder der Welt, und das nun tüchtig ausgerottet werden soll. Aber wir fürchten uns garnicht in Hamburg. Wir sind sogar ein wenig stolz darauf, daß es immer mehr klar wird, wie gefräßig und geschwollen die Wut der Engländer auf Hamburg ist. Wie oft haben wir schon in englischen und französischen Zeitungen von der schrecklichen Hungersnot in Hamburg lesen müssen, von lärmenden Demonstrationen verhungerner Mütter und arbeitsloser Männer vor dem Rathaus. Bilder sind im Auslande verbreitet worden; die zeigten zusammengeschossene Hamburger Stadtviertel. Und als eins dieser Bilder nach Hamburg kam, sah man, daß die Engländer Photographien aus dem Hamburger Abbruchviertel, wo es allerdings vor mehr als einem Jahre aussah wie in einer zerschossenen Stadt, für ihre Zwecke hergerichtet hatten. So haßt man die große Ausfallstadt des deutschen Handels, so wird der heiße Wunsch der Vater aller Lügen.

Und die Hamburger Kaufleute, die noch vor sechs Monaten auf Englands Freundschaft Häuser bauten und bei der Kriegserklärung der Briten eher Schmerz und Trauer empfanden als Born und Haß, warten nun Mann neben Mann auf das Gottesgericht, das England treffen soll. Und die Hamburger schlanken Mädels, die noch vor einem halben Jahr jedem, der es hören wollte oder nicht, versicherten, daß die einzig schiele Erziehung die englische sei, verzichten tapfer in diesem Jahr auf Tanz und Wintersport, und keiner grüßt so heiß wie sie mit dem Gruß: Gott strafe England! Nirgends spürt man den wirtschaftlichen Druck des Krieges stärker als in Hamburg, dem Mittelpunkt des deutschen Exporthandels. In den riesenhaften Kontorhäusern der Innenstadt ist es still geworden, und aus dem Schornsteinwald im Hafen quillt kein dunkler Rauch zum grauen Winterhimmel hinauf. . . . aber die Hamburger Kaufmannschaft ist hochgemut. Sie ist, wie das ganze deutsche Volk, zu jedem Opfer bereit. Mächtig kam dieser Wille in der „Versammlung eines Ehrbaren Kaufmannes“, wie sich — ein herrliches, gerade in dieser Zeit wundervoll deutsch klingendes Wort — die ständig wiederkehrende Neujahrsumkunft der Hamburger Kaufmannschaft nennt, zum Ausdruck. „Die Hamburger Kaufmannschaft“, so heißt es in dem Beschluß des „Ehrbaren Kaufmannes“, „achtet nicht der Verluste an Geld und Gut zu einer Zeit, da unsere Söhne und Brüder voller Begeisterung ihr Leben hingeben in einem Kampf, der für die Erhaltung des Vaterlandes geführt wird und der nach so schweren Opfern nicht eher beendet werden darf, als bis die Zerstörer des Weltfriedens, vor allem das in seiner Kriegsführung nicht nur dem Völkerrecht, sondern jeder Gerechtigkeit und Ritterlichkeit Hohn sprechende England, gezwungen werden, dem obliegenden Deutschland volle Freiheit in der friedlichen Weiterentwicklung seiner nationalen und wirtschaftlichen Kräfte zu gewährleisten.“

Diese entschlossene Stellungnahme der Hamburger Kaufleute wird überall ein starkes Echo finden. Und sie wird sich nicht ändern, auch nicht dann, wenn England seine Flieger mit Bomben über See nach Hamburg schickt.



#### Aus der Kriegszeit.

Ein junger Kriegsfreiwilliger aus unserer Stadt, bis zum Ausbruch des Krieges Schüler der Oberrealschule, beschreibt in einem an einen Lehrer der genannten Anstalt gerichteten Feldpostbrief seine Feuertaufe. „D. . . , 9. 11. 14. Liebe Kamille G—! Das Milüarglas habe ich gestern glücklich

erhalten und ich möchte Ihnen nochmals besonders meinen herzlichsten Dank aussprechen. Wir haben jetzt auch schwere und erbitterte Kämpfe hinter uns, und seit dem 7. haben wir einigermaßen Ruhe. — Es war am 20. 10., abends 5 Uhr, Drei Wochen lagen wir schon hier in Feuerstellung. Mancher schweren Schaden hatten wir dem Feinde zugefügt, aber außer einigen zu weitgehenden Schrapnell- und Granaten der französischen Batterie, kein Feuer erhalten. Da erhielten wir plötzlich den Befehl, die sich im Walde von L. sammelnde Infanteriemassen der Franzosen unter Schrapnellfeuer zu nehmen. Beim dritten Schuß waren wir eingeschossen und schleuderten nun Geschöß auf Geschöß in den Wald. Bis 7 Uhr hielt es an. Dann hieß es: Feuerpause! In der Nacht erfolgte nun ein Infanterieangriff auf unsere linke Flanke. Am Morgen zog sich der Feind wieder zurück. Da, am 30. 10., um 4 Uhr nachmittags, ging die Hölle los. Wir schossen gerade wieder, als uns ein Flieger überkreuzte. Eine französische Batterie nahm uns unter Feuer. Schrapnell auf Schrapnell fauste uns um die Ohren und krepelte vor uns, über uns und hinter uns. Wir warfen uns sofort nieder und ließen hinter einem niedrigen Ball die Feuertaufe über uns ergehen. Gott hat uns sichtbar beigegeben, denn in dem eine Stunde dauernden Kugelregen blieben wir alle heil. Mäntel, Trinkbecher waren durchlöchert und unser Leutnant als einziger verwundet. Seit diesem Augenblick hatten wir keine Ruhe mehr. Die Franzosen glaubten unsere Batterie zum Schweigen gebracht zu haben und begannen nun ihre erbitterten Infanterieangriffe. Aber unsere tapfere Landwehr wehrte alle ab. Schwer haben wir alle leiden müssen; aber gesiegt haben wir. Es ist ein schauerliches Gefühl, wenn die Kugeln um uns pfeifen, aber herrlich ist es, wenn man alles überstanden hat. Jeden Tag kamen Flieger und suchten unsere Stellung zu erkunden. Nochmals erhielten wir Artilleriefeuer. Diesmal aber waren es Granaten. Lieber zehn Stunden im Schrapnellregen als eine Stunde im Granatfeuer! Gerade als es hieß: „Batterie feuerbereit!“ und jeder Mann zum Geschütz eilte, ging es los. Die Geschosse krepelten in den Unterständen und zermalmten alles. Einige Volltreffer zertrümmten die Schutzschilde und besäten alles ringsum mit Splintern. Trotzdem hatten wir nur drei Mann Verlust. Die Franzosen glaubten uns nun alle vernichtet und verzichteten auf ihre Artillerie, während ihre Infanterie, unter welcher auch Turkos waren, in Aktion trat. Aber es half ihnen nichts. Vier Tage lang hefteten sie vergeblich ihre Massen gegen die Drahthindernisse und suchten die Schützengräben zu säubern. Da erlahmte ihre Kraft. Am 6. 11. morgens hörte ihr Feuer auf und sie beschränkten sich auf die Verteidigung. Auch bringen sie hier neue Wordinstrumente in die Feuerlinie, z. B. Handgranaten, die aber außer einem Knall bei der Explosion weiter wenig Schaden anrichten. Ferner benutzen sie kleine Mörser, die sie in die vorderste Linie bringen und deren Geschosse auf kurze Entfernungen abgeschossen werden. Aber auch diese Werkzeuge können ihnen unmöglich noch zum Siege verhelfen. Der Mittag des 6. 11. brachte uns einen Erfolg. Von dem vordersten Schützengraben des Feindes lönte plötzlich eine Stimme: „Ihr deutschen Feiglinge, kommt doch einmal zu uns, wenn Ihr etwas wollt!“ Da rief der Hauptmann der neben uns liegenden Kompagnie: „Also drauf! Seitengewehr pflanzt auf! Zum Sturm marsch, marsch!“ und dann ging's drauf. Unter lautem Geheul drehten uns die Turkos den Rücken zu und man sah nur noch Absätze. Nach einer Viertelstunde erschien unser Hauptmann wieder. Er hatte ein Maschinengewehr geholt. In der folgenden Nacht holte er noch ein zweites. Zwar büßte mancher Brave das Leben ein, aber der Erfolg war durchschlagend. Die Franzosen machen keinen Vorstoß mehr. Nur noch nachts schiden sie uns ein paar Leuchtkegel und Granaten herüber, aber alle zu kurz. Jetzt haben wir also Ruhe nach den schweren Tagen. Also könnt Ihr Euch in Wiesbaden beruhigen! Die Turkos kommen nie nach dorten. Die Schurken sehen auch gefährlicher aus, als sie sind. Wenn sie Bajonette sehen, laufen sie heulend davon. Jetzt ist wieder alles friedlich. Bei Tage kann man unsere Erbfeinde durchs Glas beobachten, wenn sie die Schützengräben verlassen und mit größter Ruhe ihre — Bedürfnisse befriedigen, den wertesten Teil ihres Körpers uns zugewandt! — Das sind meine Erlebnisse bei meiner Feuertaufe. Mögen sie Ihnen gefallen. Mit vielen herzlichen Grüßen Ihr stets dankbarer R. G—m.

**Auf Luftwache gegen Unterseeboote.** Ein eigenartiges Amt ist durch den Krieg dem norwegischen Militärflieger Leutnant Gran zuteil geworden. Er umkreist auf einem Wasserflugzeug die Küsten und das neutrale Meergebiet Norwegens, um Unterseeboote der kriegführenden Mächte aufzuspüren und sie aus diesen Gewässern zu verjagen. Gran, ein kühner und abenteuerlustiger Mann, der ein Mitglied der Expedition war, die Kapitän Scott und seine Gefährten im ewigen Schnee des Südpolarkreises fand, der als Erster vier Stunden über das offene Meer von Schottland nach Norwegen flog, ist ein geborener Seemann und geborener Flieger, und das muß man auch sein auf der Luftwache gegen Unterseeboote. Über seine Eindrücke und Erfahrungen während der Kriegszeit hat er allerlei Interessantes erzählt, durch das diese neue Form des Posten- und Späherdienstes romantisch beleuchtet wird. Von einem sandigen Küstenstrich, dem einzigen Fled der norwegischen Küste, an dem es möglich ist, mit einiger Sicherheit aufzusteigen und zu landen, fliegt er bei jeder Art Wetter die norwegische Küste auf und nieder, um nach Unterseebooten und anderen kleinen Kriegsfahrzeugen auszuspähen. Die Frage, ob es deutsche oder englische Schiffe sind, berührt ihn nicht viel. Für ihn und seinen Beobachter genügt es, ein fremdes Kriegsschiff innerhalb der verbotenen Grenze von 5 Kilometer der norwegischen Gewässer festzustellen. Sofort stößt das Flugzeug dann nieder und übermittelt dem Schiff den ebenso höflich wie energisch gegebenen Befehl, in weniger neutrale Gewässer abzdampfen. Es ist kein Ruheposten, auf dem sich Leutnant Gran befindet. Seit den ersten Tagen des Krieges haben die norwegischen Buchten und Fjorde eine große Anziehungskraft auf fremde Schiffe aller Art ausgeübt. Wieder und wieder liefen die leichten und kühnen Korposten der kriegführenden Flotten in diese neutralen Gewässer, um Atem zu schöpfen und sich auszuruhen, bevor sie wieder auf die Suche nach Beute hinausfuhren. Bis zu 50 Unterseeboote einer einzigen Nacht sind von dem wachsamem norwegischen Wasserflieger zu verschiedenen Zeiten seit Beginn des Krieges beobachtet worden. Da liegt an der Oberfläche einer ruhigen und geschützten Bucht das Unterseeboot, seine Luken geöffnet, während die Mannschaft in der reinen klaren Luft der norwegischen Küste Erfrischung atmet. Plötzlich kommt aus dem blauen Himmel oder mitten aus dem Nebel ein furchender zweiflügeliger Eindecker daher mit der norwegischen Flagge am Schwanz und mit den norwegischen Landesfarben hell bemalt an den unteren Tragflächen. Mit einem raschen Stoß niederwärts, der ihn fast über die Spitzen der tangenden Wellen gleiten läßt, entbietet der Wachtposten der Luft seinen Gruß. „Hier ist kein Bleiben für Euch, Kapitän“, scheint er zu sagen, „schnell hinaus aus den norwegischen Gewässern, sonst gib's was!“ Und der Wink wird verstanden, die Luken schließen sich rasch, nieder in die Tiefen taucht das Unterseeboot, und nach einer Minute sieht man nur noch seine dunkle Form unter der Oberfläche lautlos dahingleiten durch die klaren stillen Fluten wieder hinaus auf hohe See. Wenn die an der norwegischen Küste ausgestellten Wachen etwas Besonderes bemerken, dann benachrichtigen sie den Flieger, damit er nähere Erkundung einzieht. Eines Tages befand er sich im Quartier, um ein wenig auszuruhen. Da wurde ihm von der Post eine telephonische Meldung übermittelt. Er sprang in sein Auto und flog zur Küste hinab. Deutlich vom Lande aus zu sehen lag da ein berühmtes Unterseeboot. Der Ton des Motors genügte. In einer Minute war es unter Wasser und fort. Und der nächste Tag brachte die Nachricht, daß drei große Kreuzer auf den Grund der Nordsee gesunken waren. In den ersten Tagen des Krieges sah der norwegische Wasserflieger viele schöne und großartige Szenen. Welch ein prächtigeres Schauspiel gibt es für einen Seemann, als hoch aus der Luft herniederzuschauen auf eine große Schlachtflotte, die durch die Nordsee dampft? Jetzt sind solche Bilder nicht mehr zu erblicken.“ Gran hat sich in seinem Dienst eine große Übung erworben, ganz nahe an Schlachtschiffe und Kreuzer heranzufliegen. Er umkreist die Fahrzeuge mit größter Sicherheit, und welch ihnen die schweigende Aufforderung, die sein Erscheinen enthält, sehr nachdrücklich vor Augen zu führen. Im ganzen ist er seit Beginn des Krieges mehr als 3000 Kilometer geflogen. Auf einer einzigen Fahrt von der Küste auf hohe See und zurück legte er mit seinem Beobachter gegen 400 Kilometer zurück. Das ist ein Rekordflug über See für ein zweiflügeliges Flugzeug.

Zu „Grammatikalisches aus der Seekriegssphäre“ in der Donnerstag-Morgen-Ausgabe erhalten wir noch folgende Erklärung über das „weibliche Geschlecht“ der Seefahrzeuge oder Schiffe überhaupt in der englischen Sprache von einem Leser unseres Blattes: Nach alten Überlieferungen, die sich auch in Amerika eingebürgert haben, nannten die Engländer jedes Schiff weiblich, weil bei einem solchen die Takelage (Bekleidung) bezw. die Ausstaffierung und Rüstung eines solchen den Hauptkostenpunkt darstellte, und ein solches, wenn man „ihr“ unberechtigt zu nahe kam, es „Feuer und Funken spuckte“. Was für die damaligen großen Segelschiffe, die alle gegen Piraten bewaffnet waren, ein trefflicher Vergleich war. In der amerikanischen Marine erhalten die Schlachtschiffe die Namen der Staaten der Union; die Kreuzer solche von Städten; Torpedoboote von verstorbenen Admirälen; Monitors und ähnliche Kampfschiffe Indianernamen; während Truppentransportschiffe stets die Namen verstorbener Generale der amerikanischen Armee erhalten. Man weiß also durch den Namen des Schiffes, um welche Klasse Schiff es sich handelt. G. A. R.

**Die neuesten Wunder von Pompeji.** In der *Via dell'Abbondanza* von Pompeji haben die neuen Ausgrabungen eine Reihe von Funden zutage gefördert, die zu den hervorragendsten gehören, die bisher in der toten Stadt gemacht worden sind. Bei einer Besichtigung, die in den letzten Tagen der Minister Grippio vornahm, führte der Leiter der Museen Spinazzola diese neuen Funde vor. Besondere Aufmerksamkeit erregten ein großer Balkon, an dem die mächtige Brüstung fast unberührt erhalten ist, ferner die Fassade eines Hauses mit großen Göttergestalten, und ein anderes, an dem Hunderte von Ankündigungen an die Wähler und über Spiele angebracht waren. Am meisten fesselte die Besucher jedoch eine großartige Wäscherei, in der alles an seinem Platze steht, und ein reiches Haus, in dessen Schlafräumen die Betten noch vollkommen erhalten sind und dessen Kapelle wertvollen ornamentalen Schmuck aufweist; in weißem Relief auf blauem Grunde ist der Kampf zwischen Sektors und Achilles und die Auslösung von Sektors Leichnam durch den greisen Priamus dargestellt, Arbeiten von erlesener Schönheit. Neben diesem Hause und hinter ihm ist eine großartige Anlage von unterirdischen Räumen, von Gärten und Häusern aufgefunden worden, die die Bewunderung der ganzen Welt erregen werden. In einem Hause ist die Treppe noch am Platze, die zum oberen Stockwerk führt; ebenso sind die beiden Zugangstüren erhalten, und zwischen den Tragbalken der Vordalle ist der Himmel gemalt; dazu haben sich ein Schranke und wunderbar bemalte Marmorstücke gefunden. Das große unberührte Triolium mit seinem Marmorisch in der Mitte, auf dem die Gänge der Speisen niedergesetzt wurden, scheint noch die Gäste zu erwarten. Die unterirdischen Räume und die eingegrabenen Zimmer eines großartigen Gebäudes von wunderbarem Reichtum und größter Sippigkeit der Anlage zeigen Fresken, die Szenen aus dem trojanischen Sagenkreis in ununterbrochener Reihe zwischen Karpatiden darstellen, und sie haben außerordentlich schöne Studienübungen mit dekorativem Schmuck. Kleine Zimmer mit Mosaikfußboden, die Teppiche und Matten nachbilden, ein ganz mit Fresken bedeckter Salon mit Bildern, die zu den schönsten in Pompeji gehören, vervollständigen den hervorragenden Eindruck des Ganzen. Unter all diesen Wundern der Kunst wurde auch eine Gruppe von einigen neu aufgefundenen Leichen gezeigt, deren Stellungen ihr erschütterndes Schicksal verraten. Neun Personen hatten sich zusammengefunden, die sich zunächst in einem unterirdischen Raum verborgen hatten und dann ins Freie hinausgegangen waren, als sie fürchten mußten, hier wie in einem Gabe eingeschlossen zu werden; sie stürzten auf der Höhe des hängenden Gartens nieder, streckten sich in dem Regen, der ganz Pompeji begrub, hin und wurden erstickt. Einer der Leichname ist der eines Mädchens; ihr Körper lehnt gegen die Brust eines anderen älteren, wahrscheinlich auch einer Frau, als wollte sie dort Hilfe suchen. Ein anderer Loter liegt auf dem Gesicht da; es ist ein junger Mensch gewesen, an dessen Fuß noch der Schuh mit den Bändern, den Sohlen und den Nägeln darin zu sehen ist. Die Fülle der neuen Funde machte auf die Besucher einen großen Eindruck. Minister Grippio besuchte auch die Ausgrabungen von Cuma und teilte mit, daß er bei Wiedereröffnung des Parlaments ein Gesetz vorlegen würde, um den Hügel von Cuma als Nationaldenkmal zu erklären. Das wichtigste Ergebnis der letzten Ausgrabungen ist die Freilegung der mächtigen Mauern, welche die alte Stadt umgaben, und die Auffindung eines Apollotempels.